



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meyer, Ernst: Die Sprache in ihrem Naturzusammenhange : zur
Jahrhundertfeier der deutschen Sprachwissenschaft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schlesische Schifffahrt durch schlechte Tarife und falsche Sparsamkeit geschädigt werde; daß den Breslauer Beamten und Militärs die Aufnahme in die höchste Servisklasse versagt bleibe, die viel kleinern Städten zuteil werde; daß der Staat das Breslauer Fach- und Fortbildungsschulwesen nicht genügend unterstütze und die als notwendig anerkannte Gründung einer technischen Hochschule verschleppe. (Von andern Seiten vernimmt man auch Klagen über den Lehrkörper der Universität; ein Hauptfach zum Beispiel soll so ungenügend besetzt sein, daß Studenten, die nicht in der Lage sind, eine auswärtige Universität zu besuchen, entweder sehr spät oder gar nicht ans Ziel kommen.) Ein hoher Staatsbeamter, dem die berechtigten Forderungen der Schlesier vorgetragen wurden, habe geantwortet: „Das machen wir wohl im Westen, aber nicht im Osten.“ Nicht im Osten, der das Deutsche Reich „gemacht“ hat! Die von der Firma Korn geleitete Volksbewegung ist nicht ergebnislos verlaufen; einige der geforderten Bahnlinien sind gebaut, der Schifffahrtsweg ist verbessert worden, und im Oktober 1910 soll die (leider unvollständige) Technische Hochschule eröffnet werden; dem schon vollendeten Gebäudekomplex fehlt nur noch der innere Ausbau. Eine Menge Neubauten für Institute, die der moderne Betrieb der Wissenschaften erfordert, bezeugt die Fürsorge für die Universität. Was im einzelnen seit 1902 geschaffen worden ist, und was den Breslauern, den Schlesiern zu wünschen und zu fordern übrig bleibt, das möge den mittel- und westdeutschen Grenzbotenlesern ein Berufener erzählen. Carl Jentsch



Die Sprache in ihrem Naturzusammenhange

Zur Jahrhundertfeier der deutschen Sprachwissenschaft

Von Dr. Ernst Meyer in Wiesbaden

Undert Jahre sind gerade seit der Begründung der modernen klassischen Sprachwissenschaft vergangen. Im Jahre 1808 erschien Friedrich Schlegels Buch über die Sprache und Weisheit der Indier und gab den Anstoß zu Franz Bopps epochemachender Entdeckung von der Verwandtschaft aller indogermanischen Sprachen (1816) und zu Jakob Grimms Erforschung der germanischen Sprachen, vor allem unsrer deutschen Muttersprache. Damit war die historische Sprachwissenschaft eingeleitet, zugleich den Nachfolgern für die Zukunft die Wege gewiesen. Unwillkürlich fragt man, was diese historische Sprachwissenschaft nach Ablauf eines Jahrhunderts geleistet, was sie vor allem an Erkenntnissen zutage gefördert hat, die die Allgemeinheit interessieren. Mit kühnen Hoffnungen war die junge Wissenschaft ins Leben getreten, je mehr man sich jedoch in ihre Probleme vertiefte, um so mehr wich diese siegesgewisse Stimmung der

Jugend einer gegen das Ende des verfloffenen Jahrhunderts immer mehr zunehmenden Resignation. Ausnahmslos wirkende Naturgesetze hatte man auch hier nachzuweisen versucht, und trotz heißen Bemühens war es nicht gelungen. Und in der Tat, betrachten wir den heutigen Standpunkt der historischen Sprachwissenschaft, so kann das Urteil nur lauten: über eine bloße Inventaraufnahme von ungeheuerem wirrem Stoff ist man im wesentlichen hier nicht hinausgekommen, von tiefern gesetzmäßigen, organischen Zusammenhängen kann nirgends die Rede sein; die Sprachwissenschaft steht noch da, wo die beschreibenden Naturwissenschaften etwa vor einem Jahrhundert, vor dem Auftreten von Lamarck, standen. Auf die Kernfrage, die auch den gebildeten Laien interessiert, welcher innere notwendige Zusammenhang zwischen dem Lautkörper und der Bedeutung der unzähligen Sprachgebilde besteht, nach welchen Gesetzen der unermessliche Gestaltenreichtum der Sprache entstanden ist, gibt sie überhaupt keine Antwort.

Erst meines Bruders Buch über „Die Schöpfung der Sprache“, das 1905 im Verlage der Grenzboten erschien, und mit dem ich die Leser dieser Zeitschrift vor etwa zwei Jahren (Heft 5 vom 31. Januar 1907) bekannt gemacht habe, bringt Licht in diese Frage und zeigt, wie nach drei großen Gesetzen jenes einfüßige Urelement der Sprache, das wir Sprachwurzel zu nennen pflegen, aus sich auf dem Wege der organischen Abwandlung den heutigen Gestaltenreichtum hervorgebracht hat. Diese Gesetze lauten: 1. Die Wurzel ist jeder vokalischen Differenzierung fähig, 2. ebenso jeder konsonantischen Differenzierung und 3. jeder Differenzierung durch die verschiedene Lagerung ihrer Bestandteile. Das erste Gesetz mögen als Vertreter von Tausenden Beispiele veranschaulichen wie Grab=en und Grub=e, Tor und Tür, Gitt=er und Gatt=er, das zweite Gesetz Beispiele wie schein=en, schimm=ern, schill=ern, lateinisch vic-i (ich habe gesiegt) und griechisch nic-o (Sieg), unser mit gegenüber dem englischen with, unser dunk=el gegenüber dem englischen dark, und das dritte Grundgesetz endlich, das Gesetz der Metathesis, Beispiele wie die beiden gleichbedeutenden lateinischen Wörter für Furcht tim-or und met-us, das lateinische form-a (Gestalt) gegenüber dem griechischen morf-o (Gestalt), unser Zieg=e und Geiß, Zick=e und Kiz=e, Topf und Pot, Tug=end und Gut oder auch die lateinischen Wörter gel-idus (kalt) und alg-idus (kalt), lateinisch nos (uns) und unser uns, das griechische nes-os (Insel) gegenüber dem lateinischen ins-ula (Insel). Schwieriger wird die Erkenntnis des Zusammenhangs, sobald wir zwei oder gar alle drei Gesetze zugleich wirksam sehen. Das griechische trop-o (wende) in der umgelagerten lateinischen Form vert-o (wende) oder gar in unserm neuhochdeutschen wend=e wiederzuerkennen, fordert schon einen langen Weg des Studiums, da wir infolge der Ungunst der Überlieferung nicht immer einen Wurzeltypus in der direkt umgelagerten Form wiederfinden wie etwa bei form-a und morf-o. Aber auch die tatsächliche Überlieferung hat ihren Vorteil,

da sich für unsre Erkenntnis um so leichter die Brücke von dem lateinischen *vert-o* zu unserm *wend=e* schlägt, zwei Formen einer Wurzel, die zueinander stehn wie griechisch *kark-inos* (Krebs) und lateinisch *canc-er* (Krebs), die beiden lateinischen Wörter *car-men* (Gesang) und *can-ere* (singen) oder *mar-e* (Meer) und *man-are* (fließen), *mur-us* (Mauer) und *moen-ia* (Stadtmauer), englisch *dark* und unser *dunk-el* und unzählige andre. So muß das einzelne überall in große Reihen treten, und wer die Einzelercheinung nicht gleich in einer ganzen Reihe wie hier in der Analogiereihe *r:n* zu denken vermag, dem bleibt ihr Wesen verschlossen. Es gilt in organischen Zusammenhängen zu denken, was uns allein den Kern der Dinge erschließt. Ich habe damit die Leser schon in das Zentrum unsers wissenschaftlichen Denkens geführt, von dem aus die neuen Forschungsergebnisse in ihrer Gesamtheit wie auch in ihrer Beziehung zu andern Wissenschaften zu begreifen sind. Der bisherigen Sprachwissenschaft, die nur die an der Oberfläche offen daliegenden äußern Übereinstimmungen zu verzeichnen weiß und sich deshalb immer nur in Einzelheiten bewegt, ist der Blick für diese lebendige Beziehung aller Teile zum Ganzen und des Ganzen zu allen seinen Teilen, kurz für den einheitlichen Organismus der Sprache überhaupt noch nicht aufgegangen. Kein Wunder, daß ein Bismarck der Wissenschaft, wie sie ihm entgegentrat und oft genug auf seinem staatsmännischen Gebiete mit dreinreden wollte, im offenen Reichstage geradeheraus erklärte: „In allen diesen Fragen halte ich von der Wissenschaft gerade so wenig wie in der Beurteilung irgendwelcher andern organischen Bildungen.“ Den Staatsmann macht eben der intuitive Blick für einen lebendigen Organismus aus, und so ist denn auch von einem solchen das Buch meines Bruders in seinem Wesen gleich erkannt worden. Fürst Bülow faßte sein persönliches Urtheil darüber am Schlusse eines an meinen Bruder gerichteten Schreibens in die kurzen und klaren Worte zusammen: „Die Einfachheit der Erklärung, in der Sie die Verbindung von Einheitlichkeit und Formenreichtum auf dem Gebiete der Sprache zeigen, sichert dem Werke seinen Wert.“ Was von aller echten Wissenschaft gilt, das gilt auch für die Wissenschaft von der Sprache, hinter dem einen Falle sogleich Tausende zu sehen, daher rühmt denn Goethe, selbst von der Natur mit jenem intuitiven Blick für organische Bildungen ausgestattet wie selten ein Geist, gerade diese wissenschaftliche Anschauung an einem so hervorragenden Denker wie Galilei: „Er zeigte schon in früher Jugend, daß dem Genie ein Fall für tausend gelte, indem er sich aus schwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte.“

Wer Lamarck oder Darwin verstanden hat, hat das Organ, auch unsre Erkenntnisse in der Wurzel zu erfassen; denn obgleich wir damit ein stofflich weit getrenntes Gebiet der Wissenschaft heranziehen, so handelt es sich doch auf beiden Gebieten um dasselbe Problem, das höchste Problem, das unser Geist zu fassen vermag: die Schöpfung zu verstehn, hier die Schöpfung der

Formen der Sprache, dort die der Tier- und Pflanzenwelt. In beiden Fällen handelt es sich darum, die ungeheure Mannigfaltigkeit der Formen aus einer ursprünglichen einfachen Einheit auf dem Wege gesetzmäßiger Entwicklung zu erklären, in beiden Fällen zwingen die Tatsachen zu dem Ergebnis, daß heute äußerlich noch so verschiedene Formen im Grunde auf eine gemeinsame Quelle zurückgehn, d. h. stammverwandt sein können. Und doch, wenn uns gesagt wird, daß zum Beispiel Vögel und Reptilien auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehn, sind wir immer wieder geneigt, zunächst ungläubig den Kopf zu schütteln, bis uns an den vermittelnden Zwischengliedern die einzelnen Phasen der Entwicklung der Vögel aus Reptilien auch zur äußern Anschauung gelangt. Deshalb wird denn Darwin nicht müde, immer wieder eindringlich hervorzuheben, welche ungeheure Verschiedenheit der organischen Wesen durch langsame, stufenweise Veränderung hervorgebracht werden, wie nur unser Geist nicht die ganze Größe der Wirkung auf einmal zusammenrechnen und begreifen kann: „Die Hauptursache, weshalb wir von Natur nicht geneigt sind, zuzugestehn, daß eine Art eine andre verschiedene Art erzeugt haben könne, liegt darin, daß wir immer behutsam in der Zulassung einer großen Veränderung sind, deren Mittelstufen wir nicht kennen.“ Dieselbe Schwierigkeit gilt für die Erkenntnis der tiefsten Zusammenhänge in der Sprache. Meine Behauptung, daß zum Beispiel die lateinischen Wörter *merc-ari* (kaufen) und *pret-ium* (Kaufpreis) auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehn, kann erst Glauben beanspruchen durch die Zwischenglieder, die uns zufällig die litauische Sprache in *perk-ù* (kaufe) und *prek-ià* (Kaufpreis) erhalten hat, angesichts der Reihe *merc*, *perk*, *prek*, *pret*, genau so, wie wir Darwin zustimmen müssen, wenn er aus der sichern Beherrschung seines Stoffgebiets heraus sagt: „Es mögen zwei Formen nicht einen einzigen Charakter gemeinsam haben, wenn aber diese extremen Formen noch durch eine Reihe vermittelnder Gruppen miteinander verkettet sind, so dürfen wir doch sofort auf eine gemeinsame Abstammung schließen.“ In der Mannigfaltigkeit der unendlich abgestuften Formen die Einheit ihres Wesens sogar noch an den äußersten Endpunkten begreifen lernen, das heißt ihre Schöpfung im tiefsten Sinne verstehen, einerlei, ob es sich um Formen der Tier- und Pflanzenwelt oder der Sprache handelt. Zu dieser Höhe der Erkenntnis kann unser Geist nur stufenweise gelangen, indem er zum Beispiel für das Stoffgebiet der Sprache von den laut- und bedeutungsgleichen Sprachgebilden über alle Grade der Ähnlichkeit hinweg bis zu den äußerlich verschiedensten vordringt. Aber auch das Gegenteil ist der Fall: heute äußerlich ganz gleiche Gebilde gehn oft auf ganz verschiedenen Ursprung zurück wie zum Beispiel im Französischen *louer* (loben) und *louer* (mieten) oder *cousin* (Vetter) und *cousin* (Mücke). Und doch: gerade der Sirene des Gleichklangs sind fast alle bisherigen Sprachforscher, soweit sie Etymologien aufgestellt haben, auch ein Jakob Grimm, zum Opfer gefallen, indem sie allein die trügerische äußere Form zum Maßstab von Zusammen-

hängen gemacht haben, ein Verfahren, das zu den größten Ungereimtheiten führen muß, und alle unsre etymologischen Wörterbücher sind von der ersten bis zur letzten Seite ein sprechender Beweis für diese Tatsache. Da soll unser Meer (lateinisch mar-e) mit dem zufällig gleichklingenden lateinischen mor-i (sterben), der gute Mond (griechisch men) mit dem lateinischen met-iri (messen) zusammenhängen, also ursprünglich „Zeitmesser“ bedeuten, unser Wort Tochter, das im Altindischen duh-itar lautet, soll wegen des gleichlautenden altindischen duh (melken) ursprünglich „die Melkerin“ bedeuten oder gar unser Schlehe wegen des rein zufälligen Gleichklangs einer Herkunft mit dem alt-hochdeutschen Worte slô (stumpf) sein und „die die Zähne stumpf machende Frucht“ bedeuten! Ja, wäre es so, dann herrschte blinde Unvernunft in der Sprache, und alles ernste Forschen hörte hier auf, und doch werden jene und noch ganz andre Etymologien alles Ernstes sogar auf Philologenversammlungen als wissenschaftliche Wahrheit noch heute vorgetragen. Nein, auch in der Sprache herrscht wie sonst in der Natur Vernunft und tiefe Gesetzmäßigkeit. Ihr ist eben von Haus aus jede spezielle Begriffsbezeichnung fremd, wie ich diese neue fundamentale Erkenntnis den Lesern dieser Zeitschrift auch wieder an den Flußnamen zu besonders sinnlicher Anschauung bringen konnte. Wie hier den Bezeichnungen der Flüsse Wurzeln mit dem Allgemeinbegriff „fließen“ zugrundeliegen, die Namen der Flüsse also ihrer Natur nach nichts andres bedeuten, als was diese sind, nämlich „Fluß“, so ist es überall in der Sprache, deren psychisches Lebensprinzip im Generellen besteht. Erst mit der fortschreitenden Kultur verwendet der Träger der Sprache, der Mensch, ihren Formenreichtum dazu, mit seiner Hilfe die einzelnen Vertreter der Gattung als bestimmte Individuen voneinander abzuheben. Die Entstehung der Wortform selbst in physischer wie psychischer Beziehung ist ein vom menschlichen Willen unabhängiger Naturprozeß, ihre individuelle Verwendung dagegen ist Sache der Konvention.

Wie die Sprache nach ihrer Entstehung ein Naturprodukt ist, so ist die Sprachwissenschaft, insofern sie ihre Entstehung oder Schöpfung zu begreifen sucht, eine Naturwissenschaft und nicht, wie die meisten der heute lebenden Sprachforscher meinen, eine Kulturwissenschaft, gleichbedeutend mit Sprachgeschichte. Wir berühren damit die Frage, wie sich Geschichts- und Naturwissenschaften grundsätzlich unterscheiden, und mit den Philosophen Windelband und Rickert wie dem Historiker Eduard Meyer können wir den Unterschied kurz dahin zusammenfassen: die Naturwissenschaft sucht überall das Allgemeine, das Gleichbleibende und darum das Gesetz in den Erscheinungen, die Geschichte umgekehrt hat dieses bestimmte Volk oder Individuum, also das Besondere zu ihrem Gegenstande. Wenden wir diesen wesentlichen Unterschied auf die Sprache an, so folgt ohne weiteres, daß alle Sprachwissenschaft, der es gelingt, Gesetze festzustellen, die unabhängig von Raum und Zeit die Sprachen aller Völker und Zeiten durchziehen, Gesetzes- d. h. eben Natur-

wissenschaft ist. Und ein solches Grundgesetz der menschlichen Sprache ist zum Beispiel das neuentdeckte Gesetz der Metathesis, was mein Bruder in einem in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht erschienenen längern Aufsatz (1908, Heft 1 und 2) an der Hand unwiderlegbarer Tatsachen und noch ganz kürzlich wieder in einem in der Kölnischen Zeitung (Nr. 244 des Jahrgangs 1909, erste Sonntagsbeilage) veröffentlichten kürzern Artikel dargetan hat. Nicht nur auf einem schon so ungeheuern Gebiete wie dem der indogermanischen Sprachfamilie hat das Gesetz durchgehends sprachschöpferisch gewirkt, sondern in allen Sprachen der Erde, so unter andern auch in der ältesten uns erhaltenen Sprache des Menschengeschlechts, im Ägyptischen, wo wir unterschiedslos noch verschiedene Wurzelformen für denselben Begriff nebeneinander vorfinden wie ab und ba (Stein, Mauer), teb und bët (Feige), gorp und porg (brechen), fes und sef (reinigen), mer und rem (Mensch), sna und anš (Wind) usw. Wie das Gesetz der Metathesis überall im Raume gilt, so auch überall in der Zeit, was zugleich seine wichtigste und beste Bestätigung ist. Täglich wiederholt es sich vor unsern Augen überall da, wo die Sprache noch ein natürliches Leben führt, in den Mundarten, in der Sprache der Kinder wie der sogenannten Ungebildeten. Ganze Geheimsprachen der Naturvölker sind wieder künstlich auf diesem Gesetze aufgebaut, wie uns zuletzt noch Herr Oberichter Schulz in Apia von einer solchen Geheimsprache auf Samoa, der sogenannten gagana lilin (gagana = Sprache, lilin = umdrehen) zu berichten wußte. Umgekehrt können wir die krankhafte Befolgung unsers Gesetzes bei geisteskranken Menschen beobachten, die die Gebilde der Sprache unter Zwang umlagern müssen, und hier, wo die Psychologie, in deren Bereich unser Gesetz fällt, zur Psychiatrie wird, erkennen wir am klarsten, wo die Ursachen unsers Gesetzes liegen, nämlich im menschlichen Gehirn, d. h. in dem Teile des Gehirns, der der Sitz des Sprechvermögens ist. Deshalb unterliegt der Mensch diesem Gesetze, das in seiner Natur begründet ist, willenlos, und so ist die Sprache ihrem innersten Wesen nach ein Naturprodukt, das nicht etwa wie Kultur, Sitte, Geschichte der Wille des Menschen geschaffen hat. Die letzten Gründe aller Spracherscheinungen müssen doch auch ganz natürlich im menschlichen Sprachzentrum liegen, hier enthüllt sich uns das Geheimnis, wie die Natur aus der verschwindend kleinen Anzahl von Lauten den unermesslichen Gestaltenreichtum der Sprache durch Variierung der einzelnen Sprachwurzeln geschaffen hat. Wäre es anders gewesen, wäre jede Form mit ganz speziellem Bedeutungsinhalt für sich gebildet worden, dann wäre die Entstehung der Sprache, wie es nach der Auffassung der bisherigen Wissenschaft allerdings erscheinen muß, kein Naturprozeß, sondern eine zufällige, willkürliche Erscheinung, ein „Wunder“, das wir also nicht begreifen könnten. Damit hörte alles tiefere Forschen auf diesem Gebiete auf, da jede Sprachform gleichsam für sich in der Luft hänge, und wir von vornherein auf die Erkenntnis gesetzmäßiger Zusammenhänge verzichten müßten. Die

Tatsachen jedoch widersprechen dieser Auffassung, genau so wie auf biologischem Gebiete die früher von den meisten Naturforschern vertretene Ansicht, jede einzelne Art sei für sich erschaffen worden, seit Darwin unhaltbar geworden ist, weil sie ebenfalls im Widerspruch zu den Tatsachen steht. Auch darin ist die Sprache der übrigen Natur gleich: sie ist einheitlich und in dieser Einheitlichkeit unendlich einfach, aber andererseits zeigt sie wieder in ihren Gebilden die vielverschlungenste Mannigfaltigkeit. In ihr eben das einheitliche Gesetz zu erkennen, ist die höchste Tat aller wissenschaftlichen Forschung.

Aus diesem einen Gedanken heraus sind die neuen Sprachforschungen geboren, in ihm gipfeln sie auch wieder. Es ist derselbe große Gedanke, der die ganze wissenschaftliche Lebensarbeit eines Goethe vom Anfang bis zum Schluß beherrscht. Schon der Dreißigjährige, mit leidenschaftlich glühender Liebe an die allmächtige Göttin Natur Hingegebene läßt in jener herrlichen Rhapsodie „Die Natur“ immer wieder wie einen wunderbaren Akkord diesen einen Gedanken der Einheit in der Vielheit der Erscheinungen durchklingen, der dann später abgeklärter den Grundton der Gedichtreihe „Gott und Welt“ bildet. Diese eine, aus Goethes innerstem Wesen hervorgehende Idee führt den Mann mit erneuter Begeisterung zu seinem Lieblingsphilosophen Spinoza zurück, bei dem fast ein Jahrzehnt vorher schon der Jüngling frische Nahrung und neues Blut für seine nach Klarheit ringende Welt- und Naturanschauung gesucht hatte, und die Differenzierung des einen Gottes, wie er sich in tausend mannigfaltigen Erscheinungen offenbart, fesselt ihn jetzt mit um so größerer Gewalt. Diese eine Idee treibt ihn nun mit Allgewalt zu botanischen Studien, sein klares Auge sieht das Problem von der Entstehung der Arten, und der Darwinsche Entwicklungsgedanke, der sich erst um die Mitte des folgenden Jahrhunderts mühsam durchringt, ist ihm, der überall durch die verwirrende Fülle der Erscheinungen hindurch zu dem sie beherrschenden einheitlichen Gesetze vorzudringen sucht, unumstößliche Gewißheit, die er beglückt in der „Metamorphose der Pflanzen“ zu vollendetem dichterischem Ausdrucke bringt. Von der Analyse, von der jede Wissenschaft ihrem Wesen nach ausgehen muß, erhebt sich ein solches wissenschaftliches Denken zur Synthese. Jene Art bleibt subaltern, sie trennt die Erscheinungen, die ihrer Natur nach zusammengehören; diese ist die höhere, sie verbindet die Dinge durch die Erkenntnis des sie einheitlich beherrschenden Gesetzes. Auf dem Gebiete der Botanik stellen Goethe und sein großer Lehrmeister Linné diesen Gegensatz dar; denn wie es so häufig geschieht, hat mit der Zeit gerade der sich allmählich zu dem Meister entwickelnde Gegensatz auf den Jünger befruchtend gewirkt. Was Goethe mächtig zu Linné hinzog, das war seine Lehre von der Kontinuität der organischen Wesen, die Lehre, daß die Natur keine Sprünge mache. Wenn aber der scharf scheidende Klassifikator seiner Wissenschaft dem Gedanken, daß die von ihm streng getrennten Arten im Grunde auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehen könnten, leidenschaftlich widersprach, so erschien dem

Goethischen Denken ein solches Trennen auf die Dauer willkürlich: „Das, was er (nämlich Linne) mit Gewalt auseinanderzuhalten sucht, mußte nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens zur Vereinigung anstreben.“ Dieser Gegensatz im Denken, wie er einen Goethe und Linne kennzeichnet, ist typisch, er kehrt deshalb in der Geistesgeschichte der Menschheit immer wieder, und da er fundamental ist, scheidet er die Geister und führt oft einen erbitterten Kampf zwischen ihnen herbei. Dem echten Forscher hat die Natur eine Gabe verliehen, mit der sie ihren bevorzugten Liebling, den Künstler, am meisten ausgestattet hat, die Gabe der schöpferischen Phantasie. Während die gewöhnliche Art gelehrter Forschung oft schon an der summarischen Feststellung von Einzeltatsachen Genüge findet, erschaut diese „exakt sinnliche Phantasie“, wie sie Goethe einmal treffend selbst nennt, überall die innern Zusammenhänge, durch die jene Einzeltatsachen zu einer Einheit organisch verwachsen, ihr gilt eben ein Fall für tausende. Jene Art ist zwar die häufigere, aber auch niedere Art wissenschaftlicher Forschung, diese als die höchste bei verhältnismäßig wenigen bedeutenden Individualitäten zu finden. Dies sind die eruptiven Geister, die von einem elementaren Drang nach Wahrheit, von einer einzigen ihr Tiefstes aufwühlenden Idee getrieben werden. Grundverschieden davon sind die sedimentären Geister, die keine neuen großen Wahrheiten ans Licht fördern, jedoch mit emsigem Bienenfleiß Stoff auf Stoff häufen und sich schon genügen lassen am Klassifizieren und Kompilieren. Diese Art kennzeichnet besonders einen großen Teil philologischer Arbeit in Deutschland, und es ist bezeichnend, daß sie einem so scharfen Beobachter fremdländischer Eigenart wie Taine geradezu als für uns Deutsche überhaupt charakteristisch erscheint, wenn er in seiner Philosophie de l'art von unsrer Geistesarbeit im Leben der Völker unter anderm sagt: Editions, dictionnaires, collections, classifications, recherches de laboratoire, en toute science, ce qui est labour ennuyeux et rebutant, leur (nämlich uns Deutschen) appartient en propre. Was dagegen Wissenschaft im höchsten Sinne ist, das kann uns wieder am besten Goethe sagen: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühls, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Außern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, die von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt.“ Diese wissenschaftliche Erkenntnis, einerlei auf welchem Gebiete sie stattfindet, weckt denn auch in allen Seelen, in die ein Strahl von ihr fällt, dieselbe gesteigerte Lebensfreude, denselben erhöhten Menschenfönn, erhebend vom Vielen zum Ganzen.

Und wenn wir damit zum Schluß wieder speziell zu der Wissenschaft von der Sprache zurückkehren, so müssen wir von der heutigen historischen Sprachwissenschaft frei bekennen, daß sie von jenem hohen Standpunkte

weiter denn je entfernt ist, weiter vielleicht noch als vor hundert Jahren, da ihre Geburtsstunde schlug. Sie hat denn auch so gut wie keine nennenswerten Resultate aufzuweisen, an den höchsten Problemen nun gar mußte und muß sie in alle Zukunft bei ihren Mitteln verzweifeln. Willkür und Zufall, aber keine Gesetzmäßigkeit sind bei ihr zu Hause. Und warum das alles? Weil sie nicht mehr wie in den Tagen ihres Altmeisters Franz Bopp die einfachen Wege der Natur gewandelt ist, der Fluch des Dogmas und starrer Tradition, der Todfeinde aller Wissenschaft, hat sich an ihre Fersen geheftet und ihren freien Lauf gehemmt. Ein völliger Umschwung der wissenschaftlichen Anschauung, wie ihn die neuen Erkenntnisse gebieterisch fordern, tut in dem neuen Jahrhundert, das sie nun angetreten hat, not; vor allem ist er von der jungen nachdrängenden Generation mit noch geschmeidigerem Geiste zu erwarten, der beide Seiten, das Alte und das Neue, mit Unparteilichkeit zu beurteilen imstande ist. Ihr wird, das hoffe ich zuversichtlich, immer mehr die Erkenntnis in vollem Bewußtsein aufgehen, daß die Wahrheit, die Darwin für das große Tier- und Pflanzenreich verkündet und zum allgemeinen Besitz der Menschheit gemacht hat, hier zum erstenmal für das weite Reich der Sprache erwiesen wird, daß auch die Sprache, die ihrem innersten Wesen nach Natur ist, ihre vielgestaltige Formenwelt aus einer ursprünglichen einfachen Einheit auf gesetzmäßigem Wege hervorgebracht hat; ihr wird, kurz gesagt, auch für die Sprache die beglückende und erhebende Erkenntnis der Wahrheit aufgehen, die Darwin am Schluß seiner „Entstehung der Arten“ in die Worte zusammenfaßt: „Es ist wahrhaftig eine großartige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat, und daß, während unser Planet den strengsten Gesetzen der Schwerkraft folgend sich im Kreise geschwungen, aus so einfachem Anfange sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt hat und noch immer entwickelt.“



Szenische Ausstattung

Von Georg Stellanus

3. Kostüm und Requisiten

(Schluß)



he wir zu den Requisiten übergehen, noch ein Wort darüber, wie es denn eigentlich zu halten ist, wenn der Dichter für das Kostüm etwas anderes vorschreibt, als was er hätte vorschreiben müssen, wenn er dem hätte folgen wollen, was die Geschichte ausführlich berichtet. Der Todesgang der Königin Maria von Schottland ist hier ein recht bezeichnendes Beispiel. Wir wissen genau, wie die unglückliche Königin dabei gekleidet war: rot in verschiedenen Farbenabstufungen